

1 Theoretisch-methodologische Grundlegung

1.1 Wortarten, Wortformen und grammatische Kategorien aus morphosyntaktischer Sicht

Die Fragestellung der Grammatikforschung und Grammatikschreibung im Bereich der Morphologie ist weitgehend durch das Konzept einer Priorität der *Wortart* geprägt. Der neu erschienene „morphologische“ Band des WSK-Wörterbuchs (Schierholz/Uzonyi 2022: 794) definiert die Wortart wie folgt:

kategorische, einsprachliche Einordnung von Wörtern mit gemeinsamen grammatischen Eigenschaften, die sich in der spezifischen formalen und funktionalen Verwendung im Satz zeigt.

Diese Definition gibt einer Intuition Ausdruck, welche nicht nur Linguisten, sondern durchaus auch alle Sprachnutzer haben, nämlich, dass es ein gewisses Set gemeinsamer Merkmale gibt, welche solche Wörter wie *Haus, leben, grün, hier, gar, von, und* etc. voneinander unterscheiden lassen und andererseits solche Wörter wie *Haus, Leben, Idee, Liebe, Peter* resp. *leben, schlagen, geschehen* resp. *grün, klug, wichtig, hölzern* resp. *hier, bald, heute* resp. *gar, nur, bloß* resp. *von, in, entlang* resp. *und, aber, weil* – trotz zum Teil immenser Unterschiede in ihrer Bedeutung – zu gemeinsamen Wortklassen vereinen lassen. Es handelt sich einerseits um abstrakte gemeinsame semantische Nenner wie etwa ‚Gegenständlichkeit‘ beim Nomen, ‚Merkmal‘ beim Adjektiv, ‚Sachverhalt‘ beim Verb etc. und andererseits um gemeinsame grammatische Marker (Suffixe, Endungsflexion) bei Deklination und Konjugation oder aber um das Fehlen dieser Marker bei nicht veränderbaren Wortarten. Ferner treten die Wortarten im Satz als Satzglieder, Satzgliedteile, Modifikatoren, Diskursmarker, Relatoren und Konnektoren auf, d.h., sie erfüllen bestimmte syntaktische Funktionen. Der Begriff der Wortart liegt somit an der Grenze zwischen Lexikon und Grammatik oder, genauer gesagt, Wortarten sind lexikalische Klassen, bei deren Zuordnung die grammatischen Eigenschaften eine wesentlich größere Rolle spielen als die semantischen Merkmale. Dennoch führt die Grenzlage zwischen Lexikon und Grammatik notgedrungen eine begriffliche

Unschärfe herbei, welche das Konzept der Wortart bzw. Wortklasse prägt. Daher ist die Einordnung von Wortarten – wie aus der obigen Definition folgt – eben mehr einzelsprachlich als universell, wohingegen die grammatischen Kategorisierungen in ihrem Wesen universell sind. Freilich gibt es universelle Merkmale einer hohen oder sogar der höchsten Abstraktionsstufe, wie etwa die Relation zwischen Nominal- und Verbalphrase in der Generativen Grammatik, die einen direkten Bezug zu den Wortarten wie Substantiv und Verb haben, aber die morphologischen Eigenschaften der jeweiligen Wortarten sind damit nur indirekt verbunden.² Auf der anderen Seite sind die Kategorialfunktionen samt ihren Kodierungsformen, unabhängig von ihrer prototypischen Bindung an die jeweilige Wortart, unumstritten universell, wenn es sich um ihre Funktionsleistung im Satzverbund handelt. So fungiert die Kategorie des Numerus der deutschen Verben als Indikator der syntaktischen Koordination des Prädikats mit dem Subjekt, sodass das Verb in demselben Numerus wie das Substantiv bzw. Personalpronomen in Subjektfunktion erscheint,³ während die Rektion keine Übereinstimmung im Numerus voraussetzt,⁴ vgl.: *Die Frau_ öffne_t/öffnete die Tür / die Tür_en.* vs. *Die Frau_en öffne_n/öffnete_n die Tür_ / die Tür_en.* In der Slavia koordiniert das Subjekt mit dem Prädikat nur im Numerus, wenn Letzteres in der Gegenwartsform steht, und im Numerus und Genus, wenn es in der Vergangenheitsform erscheint, vgl. poln.: *Pan Górska / Pani Górska pracuj_e na uczelni.* ,Herr Górska / Frau Górska arbeitet an einer Hochschule‘ vs. *Pan Górski pracowa_t_ / Pani Górska pracowa_t_a na uczelni.* ,Herr Górski / Frau Górska arbeitete an einer Hochschule‘. Im Englischen *simple present* wird die Numeruskoordination in der 3. Person Singular und Plural spiegelartig kodiert, vgl.: *The boy_open_s the door* vs. *The boy_s open_the door.* Der syntaktische Exponent⁵ *_s* markiert den Singular am Verb im Singular und am Substantiv im Plural, während das Substantiv und das Verb jeweils mit Nullexponenten auftreten. Im

² Vgl. u.a. die Kasusmarkierung in den Sprachen mit overteten Kasussystemen vs. die rein thematische bzw. syntaktische Kasusfunktion in den Sprachen ohne overt kodierte Kasus, d.h. mit sog. Tiefenkasus in der Terminologie von Ch. J. Fillmore (1968).

³ Der gängige Terminus für diese Art morphosyntaktischer Korrelation ist *Kongruenz*, aber hier wird der Terminus *Koordination* eingeführt, um zwei Arten der Kongruenz grundsätzlich voneinander zu trennen, nämlich Kongruenz zwischen zwei Köpfen (Substantiv in Subjektfunktion und Verb) und Kongruenz bei Nebenordnung (also zwischen Kopf und Nichtkopf einer Phrase, etwa zwischen dem Nomen und dem attributiven Adjektiv: *grün_er Apfel, grün_e Birne, grün_es Obst*). Man könnte natürlich auch von Kongruenz A und Kongruenz B o. ä. reden, aber rein technisch scheint die Untescheidung zwischen Koordination und Kongruenz ebenfalls sinnvoll, zumal davon ausgegangen wird, dass beide Kongruenztypen essentielle Unterschiede aufweisen, was unten speziell behandelt wird, vgl. Kap. 2. Die Koordination kann im Rahmen dieser Begriffslogik als Sonderart der Kongruenz verstanden werden.

⁴ Dieser Typ von Koordination ist nicht der einzige mögliche. Es gibt Sprachen (z.B. Swahili), in denen neben Subjektkoordination Objektkoordination, darunter im Numerus, existiert, vgl. *A_li_m piga m_toto.* ‚Er hat das Kind geschlagen‘ vs. *A_li_wa piga wa_toto.* ‚Er hat die Kinder geschlagen‘.

⁵ Dieser Terminus wird hier und weiter in Anlehnung an Józef Darski (vgl. Darski 2004: 105–107; 2010: 124–126) zur Bezeichnung von Formanten verwendet, welche als grammatische Affixe oder Endungsflexion die jeweiligen grammatischen Kategorialfunktionen markieren.

simple past dagegen ist die Koordination zwischen Verb und Substantiv-Subjekt formal nicht ausgedrückt, vgl.: *The boy_ / The boy_s open_ed_ the door_*.

Die Beispiele aus verschiedenen Sprachen können fortgesetzt werden. Sie zeigen anschaulich, dass eine Zuweisung von kategorialgrammatischen Markern lediglich dann Sinn hat, wenn eine syntaktische Struktur vorliegt. Andernfalls haben Feststellungen, dass eine bestimmte Wortart über ein Set potentieller Kategorialfunktionen verfügt, welche durch ein Set potentieller Exponenten (Affixe, Endungen etc.) kodiert werden, eine höchst abstrakte, mitunter oft irreführende Bedeutung. Das in der Sprachwissenschaft geltende Postulat, dass grammatische Formen im Satz syntaktische Funktionen übernehmen, ist zwar an sich eine durchaus berechtigte Feststellung, aber aus genealogischer Sicht verhält es sich bei Formen und Funktionen in der Sprache genau umgekehrt: Die grammatischen Formen sind nämlich aus realen syntaktischen Funktionen abstrahierte potentielle Kodierungsmittel. Bleiben wir beim Numerus, können wir u. a. feststellen, dass der Pluralmarker am Verb im Deutschen auch dann erscheinen muss, wenn es mehrere Subjekte gibt, jedes von denen im Singular steht, so bei Aufzählungen: *Wolfgang und seine Kollegin räum_en im Büro auf*. Dabei ist die Koordination deutlich semantisch dominiert, vgl.: *Entweder Elke oder ihr Kollege soll_(en) aufräumen. Sein Chef und Kollege lud ihn zum Geburtstag ein*.

Wortartenbasierte grammatische Kategorisierungen haben ferner einen anderen Mangel, welcher noch ernsthaftere Konsequenzen bei der Aufstellung von angemessenen Taxonomien herbeiführt. Das, was terminologisch gleich benannt wird, kann dermaßen Unterschiedliches bedeuten, dass es gerade aus ontologischer Sicht abwegig ist, nach einem gemeinsamen kategorialen Nenner zu suchen, wo es sich um prinzipiell divergente Arten von Kategorisierung handelt. So wird die Kategorie des grammatischen Genus im Deutschen sowohl der Wortart Substantiv als auch u. a. der Wortart Adjektiv zugewiesen. Dabei handelt es sich um zwei grundsätzlich unterschiedliche Konzepte. Eine klassische grammatische Kategorie setzt nämlich systematisch kodierte Oppositionen innerhalb eines Paradigmas voraus. So markiert die Kategorie des nominalen Numerus in den meisten (wenngleich nicht in allen) Fällen die Opposition zwischen Einzahl und Mehrzahl der Referenzgrößen, welche in der Regel mithilfe von grammatischen Suffixen, also grammatisch-derivationell, ikonisch abgebildet wird, etwa: *Tisch_ : Tisch_e, Kind_ : Kind_er, Frau_ : Frau_en* etc. Dagegen wird das grammatische Genus bei den meisten deutschen Substantiven dem entsprechenden Wort schlicht zugewiesen, vgl. *Hof m, Haus n, Wand f*. Movierungen sind zwar relativ verbreitet, aber keinesfalls systemstiftend, da in aller Regel rein semantisch bedingt und nicht auf Neutra erweiterbar: *Esel_ : Esel_in* etc. Die Genustaxonomie ist also bei Substantiven ein Klassifikationsprinzip (vgl. Leiss 1997; zur Kritik vgl. u. a. Hoberg 2004: 54), welches – aber auch nur indirekt und inkonsistent – mit nominaler Deklination zusammenhängt, aber keine morphologische und noch weniger eine syntaktische Funktion aufweist. Dagegen ist das grammatische Genus der (meisten) Adjektive (aber auch vieler Pronomina) in attributiver Funktion als Kongruenzphänomen deut-

lich morphologisch und syntaktisch markiert und somit unumstritten eine echte grammatische Kategorie im klassischen Sinn einer Kategorisierung im Bereich der Grammatik, vgl. *grün_er Baum : grün_es Blatt : grün_e Lampe*. Wiederum wird diese Kategorisierung im Plural neutralisiert: *grün_e Bäume, Blätter, Lampen*, was eine Eigenschaft des Deutschen ist, aber für viele andere Sprachen nicht gilt.

In der Funktion des Prädikativs hat das Adjektiv im Deutschen – im Gegensatz zu den meisten slawischen und vielen anderen flektierenden Sprachen – keine Exponenten für Numerus und Genus, vgl. *blau_es Kleid : Das Kleid ist blau; blau_e Kleider : die Kleider sind blau*. Historisch gesehen handelt es sich um Verlust der – früher vorhandenen – Kongruenz zwischen dem Subjektnomen und seinen adjektivischen Adjunkten in attributiver und in prädikativer Funktion. Man kann also diachron gesehen einen Sprachwandel feststellen, bei dem die formale Kongruenzmarkierung bei einer der Funktionen des Attributs verschwindet. Dieser Prozess kann aber durchaus auch weiter gehen, wie z.B. im Englischen, wo das Adjektiv in keiner seiner syntaktischen Funktionen mit dem Substantiv kongruiert, vgl.: *a small picture_ : small picture_s : the picture_is / picture_s are small*. Es dürfte nun klar sein, dass eine korrekte Kategorisierung lediglich diejenigen syntaktischen Funktionen berücksichtigen muss, die tatsächlich formal markiert sind. Eine mechanistische Zuweisung von Kategorien sagt somit sehr wenig über die eigentlichen morphologischen und syntaktischen Eigenschaften von Wortarten aus und führt häufig sogar zu Klassifikationen, die stark irritierend sind. Ein Paradebeispiel ist hier die Behandlung aller potentiell deklinierbaren ‚Adjektive‘ als echte Adjektive in der deutschen Grammatikschreibung – und zwar nur weil sie ungeachtet ihrer tatsächlichen syntaktischen Funktion grundsätzlich deklinierbar sind, vgl. *grün, schnell, weit* etc. Adverbien müssen dagegen grundsätzlich nicht deklinierbar sein, vgl. *bald, heute, dort, gern* etc. (vgl. u.v.a. Eisenberg 2002, Duden 2009: 569). Aus der Sicht einer funktional bedingten Kategorisierung sollte man dagegen drei verschiedene Wortarten ansetzen, jede von denen eine separate Funktion erfüllt, und zwar: prototypische Attribute (*schnell_e Bahn*), prototypische Prädikativa (*Die Bahn ist schnell.*) sowie prototypische Adverbien (*Die Bahn fährt schnell.*).⁶ Formal durch Endungsflexion markiert wird dabei lediglich die erste Klasse von Adjektiven. Die Bezeichnung ‚prototypische Wortart‘ ist hier lediglich ein Hilfsterminus und wird im Weiteren nicht bemüht, da es sich bei der vorgeschlagenen Taxonomie eigentlich nicht um Wortartprototypen, sondern um deren syntaktische Funktionen handelt, sodass sich die gesamte Abhandlung als Beitrag zur Morphosyntax der deutschen

⁶ In vielen anderen Sprachen werden die Adverbialfunktionen explizit (in der Regel suffixal) markiert, wodurch die entsprechenden Wortarten (Adjektiv und Adverb) automatisch formal getrennt werden, vgl. engl. *quick* vs. *quick_ly*, poln. *szymbk_i m, szymbk_ie n, szymbk_a f* vs. *szymbk_o*. Im Althochdeutschen galt gemeinhin eine ähnliche Verteilung, vgl. ahd. *skön_i Adj. m* vs. *skön_o Adv., schön*. Ein phonetisch bedingter Wandel, welcher zum Formenausgleich führte, ist keineswegs deckungsgleich mit Wortartwechsel des Adverbs.

Sprache versteht. Als Oberbegriffe gelten daher auf der Inhaltsseite (Funktionsgeltung) der Begriff der grammatischen Kategorie und auf der Formseite der Begriff des syntaktischen Exponenten, wie ihn J. Darski (2004: 105–107; 2010: 124–126) versteht, also als Mittel der Kodierung syntaktischer Korrelationen zwischen Satzgliedern. Die grammatische Kategorie wird demnach verstanden als *potentielle syntaktische Funktionsleistung einer durch syntaktischen Exponenten kodierten Sprachform*. Im Rahmen entsprechender Paradigmen gelten dabei die Formen mit Nullexponenten als vollwertige grammatische Formen neben „materiell gesättigten“ Formen, die interne (etwa Umlaut und Ablaut) und externe Affixe bzw. eine Flexionsendung enthalten.

Die Zuweisung von grammatischen Kategorien den jeweiligen Wortarten hat nur dann Sinn, wenn es sich nicht um die Wortarten als solche handelt, sondern um ihre syntaktischen Funktionen im potentiellen Satz, wodurch die Grenze zwischen Wortart und Satzglied als weitgehend relativ und auf jeden Fall durchsichtig konzipiert wird. Bereits oben wurden z. B. Adjektive und Prädikativa einer funktional bestimmten morphologischen Klasse zugeordnet, was in klassischen Grammatikbüchern nicht getan wird. Dies entspricht in seinem Wesen dem Grundansatz morphosyntaktischer Analyse von Sprachformen, wenn man diese tatsächlich ernst nimmt und konsequent durchsetzt.

Was nun generell als grammatische Kategorie angesehen wird bzw. welche Kriterien sich als zentral bei der Bestimmung von grammatischen Kategorien erweisen, ist in der Literatur ein umstrittenes Problem und erfordert eine separate Untersuchung inklusive Diskussion, welche weit über den Rahmen dieses Buchs hinausgeht. Hier werden folgende Merkmale als zentral angesetzt, mitunter aber auch teilweise modifiziert oder relativiert: (i) Vorhandensein von Grammemen als Marker einer dichotomisch organisierten, abstrakten Zeichenfunktion (vgl. u. a. Chrakovskij 1990, Malchukov/Chrakowskij 2015), (ii) Einteilung der Oppositionsglieder in merkmallose und merkmalhafte laut dem Grundprinzip der Prager Schule (vgl. Kuryłowicz 1964, Jakobson 1979, Zadorožnyj 1987, Trubeckoy 1989),⁷ (iii) Vorliegen eines Paradigmas (vgl. u. a. Lehmann 2002, Diewald 2009), (iv) Obligatorik, d. h. die obligatorische Ausfüllung sämtlicher Zellen im jeweiligen Paradigma (vgl. u. a. Haspelmath 2000, Diewald/Smirnova 2010, Diewald 2023) sowie (v) Funktionsgeltung auf Satz- bzw. Diskursebene (vgl. die Kurzdefinition der grammatischen Kategorie oben). Das letztere Kriterium welches als ‚syntaktische Relationalität‘ bezeichnet werden kann, wird in dieser Arbeit insgesamt sehr stark gewichtet.

⁷ Diese sind von unmarkierten vs. markierten Entitäten im Konzept morphologischer Natürlichkeit (vgl. Mayerthaler 1981, Wurzel 1984, 1992, Dressler et al. 1987 u. a.) strikt getrennt zu halten, damit keine falschen Assoziationen und daraus folgenden, z. T. schwerwiegenden Missverständnisse entstehen. Im Weiteren wird dazu extra Stellung genommen.

1.2 Die funktionale Zuordnung der grammatischen Kategorien

Das Deutsche besitzt nach dem hier angesetzten inhaltlich-funktionalen Kriterium folgende grammatische Kategorien, welche den Wortarten grundsätzlich nicht unter-, sondern übergeordnet werden und als *Funktionen von Wortformen im Satzverbund* definiert werden:

1. Numerus
 - 1.1 als Indikator der Koordination (=Kongruenz zweier Köpfe) von Subjekt und Prädikat: Substantiv, Personalpronomen, Indefinitpronomen, allein stehendes Demonstrativpronomen – alle im Kasus Nominativ; finites Verb: *Der Stift347t / Er/Jeder/Der (Dieser) liegt auf dem Tisch. Wolfgang/Er/Jeder/Der (Dieser) ist Professor.* vs. *Die Stifte / Sie/Alle/Diese liegen auf dem Tisch. Wolfgang und Paul / Sie/Alle/Die (Diese) sind Professoren.*;
 - 1.2 als Indikator der Kongruenz von Substantiv und attributivem Adjektiv, Demonstrativpronomen, Possessivpronomen, Indefinitpronomen: *grünes/dieses/mein/jenes Blatt* vs. *grüne/diese/meine/jene Blätter*;
 - 1.3 als Indikator der Kongruenz von Substantiv und Artikelwort, einschließlich des Nullartikels: *das/ein/kein Blatt* vs. *die Blätter, Blätter/keine Blätter*;
 - 1.4 als Indikator der Numerus-Kongruenz von Kopulaverb und nominalem Prädikativ:⁸ *Er ist Student.* vs. *Sie sind Studenten.*;
 - 1.5 als Indikator der ikonischen Abbildung von Einzahl vs. Mehrzahl und einiger anderer Beziehungen, unabhängig von Koordination oder Kongruenz: Substantiv, Personalpronomen, allein stehendes Indefinitpronomen – alle in obliquen Kasus bei regierten oder ans Verb angeschlossenen Nominalphrasen (Ergänzungen und Angaben): *Der Arzt hat der Patientin / ihr/jedem kein neues Arzneimittel verschrieben.* vs. *Der Arzt hat den Patientinnen / ihnen/allen keine neuen Arzneimittel verschrieben.* Diese Funktion ist eigentlich keine grammatische Kategorialfunktion im engeren Sinn, da sie keine syntaktischen Relationen markiert, sondern lediglich die Anzahl von Referenten der Lexikoneinheiten ikonisch abbildet.
2. Genus
 - 2.1 als Indikator der Kongruenz von Substantiv und Adjektiv, Demonstrativpronomen, Possessivpronomen, Indefinitpronomen, Artikel-

⁸ Zum hier postulierten Unterschied zwischen Numerus-Koordination von Subjekt und finitem Prädikats teil bzw. Numerus-Kongruenz von nominalem Prädikativ und Kopulaverb im nominalen Prädikat vgl. die Ausführungen in den Abschnitten 4.1.1 und 4.1.4 unten.

- wort – alle im Singular: *grüner/dieser/mein/irgendein/ein Baum* vs. *grünes/dieses/mein/irgendein/ein Blatt* vs. *grüne/diese/meine/irgendeine/eine Lampe.*;
- 2.2 als Indikator von Sexus bei einigen belebten Substantiven und ihren pronominalen Referenten: *Esel* vs. *Eselin, Kollege* vs. *Kollegin, er* vs. *sie*. Diese Funktion kann nicht als streng grammatisch behandelt werden, da sie die Lexikoneinheiten aus der Sicht ihrer semantischen Merkmale (biologisches Geschlecht) einordnet und keine syntaktische Relationalität aufweist;
- 2.3 als Klassenzuordnung von Substantiven, welche mit ihrer Deklination sowie mit Pluralbildung zusammenhängt, auch wenn diese Korrelation immer nur partiell ist: m *Baum, Vogel, Planet, Gedanke* vs. n *Blatt, Krokodil, Land, Gefühl* vs. f *Wand, Ameise, Sonne, Idee*. Diese Funktion ist grundsätzlich nicht grammatisch, da jedes Substantiv einem bestimmten grammatischen Genus zugewiesen wird und keine paradigmatischen Formen aufweist, welche die Genusopposition markieren würden. Zu Ausnahmen wird im entsprechenden Kapitel (3) Stellung genommen. Die Bestimmung der grammatischen Funktionalität des Genus der Substantive ist generell sehr kompliziert.
3. Kasus
- 3.1 als Indikator diverser syntaktischer Funktionen von Substantiven und ihren pronominalen Referenten im Satz und somit als Indikator der Koordination mit dem Verb (Nominativ), der verbalen Rektion (in obliquen Kasus, darunter mit Präpositionen), des adverbialen Anschlusses (in obliquen Kasus, meistens mit Präpositionen) und der attributiven Funktion (in obliquen Kasus, mit und ohne Präpositionen): *Peters Kolleginnen besprechen mit ihm die Reise nach Kanada im nächsten Jahr.*;
- 3.2 als Indikator der Kongruenz von Substantiv und Adjektiv, Demonstrativ-, Possessiv-, Indefinitpronomen bzw. Artikelwort bei Deklination im Singular und Plural: Dat. *grünem/diesem/deinem/dem Blatt; grünen/diesen/deinen/den Blättern*.
4. (In)Definitheit als Indikator der Perspektivierung des kodierten Sachverhalts in der Nominalphrase: mit dem Substantiv kongruierende Artikelwörter: *Die Erde ist ein Planet des Sonnensystems. Die Touristen fuhren in eine andere Stadt. Ich schrieb an einem Brief. Ich schreib den Brief zu Ende.*
5. Komparation
- 5.1 als Indikator von Merkmalsabschwächung bei antonymen Paaren von attributiven bzw. prädikativen Adjektiven und Adverbien: *alt – jünger – jung; jung – älter – alt;*

- 5.2 als Indikator gradueller Komparation des Merkmals bei attributiven bzw. prädiktiven Adjektiven und Adverbien: *jung – jünger – am jüngsten / der/die/das jüngste*;
- 5.3 als Indikator einer hohen Ausprägung des Qualitätsmerkmals ohne Vergleich mit den ‚niedrigeren‘ Stufen (Elativ) bei attributiven Adjektiven: *beste Speisen, schönste Eindrücke, herzlichste Grüße*;
- 5.4 als Indikator von Indefinitheit offener Reihen vs. Definitheit geschlossener Mengen: *eine bessere Lösung* vs. *die beste Lösung; bessere/ beste Lösungen* vs. *die besten Lösungen*.
- 6. Person
 - 6.1 als Indikator der Koordination von verbalem Prädikat und pronominalem Subjekt beim Ausdruck personaler Deixis (Zeiggeste), d.h., wenn das Subjekt durch ein Personalpronomen kodiert wird: *ich schreibe, du schreibst / wir schreiben, ihr schreibt* etc.; in diesem Fall darf das Personalpronomen nicht durch ein Substantiv ersetzt werden;
 - 6.2 als Indikator der Koordination von verbalem Prädikat und belebtem oder unbelebtem bzw. abstraktem nominalem Subjekt oder seinem pronominalen Referenten: *Das Kind / Es weint. Der Baum / Er wächst um die Ecke. Die Idee / Sie hat uns gut gefallen.* Die deiktische Funktion wird beim Pronomen der 3. Person lediglich partiell realisiert, während ein Substantiv die Deixis zurückstellt, aber formal mit der 3. Person des verbalen Prädikats koordiniert.
- 7. Tempus
 - 7.1 als Indikator der Korrelation zwischen Sprechzeit und Ereigniszeit, markiert am Verb: *Das Kind weint/weinte / hat geweint/hatte geweint / wird weinen / wird geweint haben.* Diese Funktion ist deiktisch-referentiell und ihrem Wesen nach nicht satzintern im Sinn der Relation zwischen Satzelementen, sondern satzextern im Sinn der Relation zwischen dem Zeichen und der Außenwelt. Dennoch besitzt das Tempus darüber hinaus eine syntaktische Funktion, welche allerdings nur satzübergreifend feststellbar ist: Opposition zwischen narrativen und präsentierend-deskriptiven Texttypen: *Simone saß zu Hause und las Goethes ‚Faust‘. Plötzlich klingelte es an der Tür. Sie machte auf. [...]* vs. *Simone hat Goethes ‚Faust‘ gelesen. Nun wird sie wohl die Prüfung bestehen.;* ferner wird in der Literatur die – ebenfalls formübergreifende –anaphorisch-relationale Funktion im Sinne von Barbara Partee (1973)⁹ postuliert.

⁹ Es handelt sich um Korrelationen zwischen temporaler und pronominaler Deixis. So postuliert Partee (1973: 602) eine Affinität präteritaler Referenz zur kontextuell relevanten Zeit, was der Referenz der 3. Person auf das kontextuell relevante Individuum entspreche. Dagegen seien Präsensformen *und* die 1. und

- 7.2 als Indikator der satzinternen sekundären Ereigniszeit, d.h. Vor-, Gleich- bzw. Nachzeitigkeit des kodierten Ereignisses aus der Sicht der primären Ereigniszeit: *Während Elke zu Hause saß und fernsah, kaufte ihre Mutter ein. Als sich alle Zuschauer versammelt hatten, begann die Veranstaltung. Wir warten, bis alle gekommen sind.*
8. Modus
- 8.1 als Indikator der Korrelation zwischen Faktizität und Nichtfaktizität (Optativität, irreale Bedingungen und Folgen, Befehle und Empfehlungen etc.): *Peter kommt heute. Wenn Peter bloß heute käme! Käme Peter heute, könnten wir zusammen spazieren gehen. Wäre Peter heute gekommen, hätten wir den Rest unserer Arbeit erledigt. Peter, komm doch heute!;*
- 8.2 als Indikator der Korrelation zwischen direkter und indirekter Rede bzw. der Evidentialität (fremder Informationsquelle): *Heute wird es regnen / hat es geregnet vs. Heute werde es regnen / habe es geregnet.* Diese Funktion kann sowohl satz- als auch textintern realisiert werden.
9. Genus verbi¹⁰ (Diathese)
- 9.1 als Indikator der Koordination zwischen Subjekt- und Prädikatfunktion in Bezug auf die Verteilung ihrer semantischen Rollen im Satz: Subjekt als Agens – Verb im Aktiv; Subjekt als Patiens oder semantisches Objekt – Verb im Passiv: *Der Arzt operiert die Patientin vs. Die Patientin wird [vom Arzt] operiert. Elke las den Text vs. Der Text wurde [von Elke] gelesen.* Diese Funktion wird lediglich bei transitiven Verben mit aktiv handelnden Referenten des Satzsubjekts realisiert;
- 9.2 als Marker indizierter Subjektlosigkeit des Satzes: *Es wird viel gesprochen. Hier wurde gestern getanzt und gesungen. Sonntags wird in unserem Dorf in die Kirche gegangen. Jetzt wird aber geschwiegen. Von den Zuschauern wurde laut geklatscht.*

Die neun aufgezählten Kategorialfunktionen machen das grammatische Gerüst der deutschen Sprache auf der modernen Etappe ihrer Entwicklung aus. Dabei sind sie,

2. Person indexikalisch. Dieses Konzept wird nicht weiter verfolgt, da in dieser Arbeit die Meinung geteilt wird, derartige Affinitäten seien insuffizient, vor allem aus dem Grund, dass Tempora grundsätzlich auf Satzebene operieren, sodass sämtliche Überlappungen mit personaler Deixis via Gesamtproposition ableitbar sind (vgl. Bjorkman 2022).

10 Hier wird die These vertreten, dass das Deutsche nur *eine* grammatisch-morphologische Passivform hat, und zwar zwischen Aktiv und *werden*-Passiv, dem sogenannten Vorgangspassiv, unterscheidet. Das sogenannte Zustandspassiv oder Stativ (*sein*-Passiv) sowie andere inaktive Formen und Konstruktionen haben keinen morphologisch bestimmhbaren Status und werden daher nicht zum Kern des Verbalparadigmas gezählt, was jedoch ihre Rolle im Gesamtinventar der Inaktiv-Formen der Diathese – insbesondere gilt dies gerade für die Konstruktion *sein* + Partizip II transitiver Verben – keineswegs schmälert.

wie aus der Aufstellung folgt, nicht gleich in ihrem Wesen und ihrem Status als Marker syntaktisch relevanter Funktionen. Einige davon (Genus der Substantive, Komparationsstufen der Adjektive und Adverbien) sind stark lexikalisch geprägt und daher nicht mit echten grammatischen Kategorien wie Numerus und Kasus der Substantive, Genus, Numerus und Kasus der Adjektive, Person und Numerus der Verben oder Diathese gleichzustellen. Die Kategorien des Tempus und Modus sind ihrerseits nur zum Teil Mittel einer syntaktischen Konnektion. Doch sind sie auch keinesfalls als lexikalisch geprägte Kategorien einzuordnen. Ihr Sonderstatus ergibt sich aus dem Sonderstatus der Verbalphrase im Satz. Als hierarchisch höchste Position im Satz koordiniert zwar das Verb mit anderen, davon abhängigen Formen und Funktionen von Wortarten oder regiert sie bzw. schließt sie an. Gleichzeitig fungiert es aber auch sozusagen ‚im Alleingang‘, d. h., einige seiner Kategorialfunktionen lassen sich nicht via Satz, sondern vielmehr via Text feststellen oder, anders ausgedrückt, die Kategorien des Tempus und Modus und zum Teil auch die Kategorie der Diathese sind *textstiftend*.

1.3 Die Korrelation von Form und Funktion bei grammatischen Zeichen

Bei der Untersuchung von grammatischen Kategorien und ihren Kodierungsformen sind zwei Aspekte ausschlaggebend, nämlich (i) das Wesen der Kategorisierung im Bereich der Grammatik und (ii) die Form-Funktion-Korrelation bei grammatischen Zeichen. Das erste Problem wurde in beiden ersten Abschnitten dieses Kapitels zunächst allgemein und skizzenhaft behandelt, aber im Weiteren muss es mehrmals erneut aus verschiedenen Gesichtspunkten erörtert werden. Das zweite Problem macht den Hauptgegenstand dieses Abschnitts aus.

Jede Kategorisierung beruht auf Oppositionen, wie auch immer diese beschaffen sind bzw. konzipiert werden. Eingliedrige Kategorien existieren per definitionem nicht. Die Sprachzeichen als Bedeutungs- bzw. Funktionsträger von Gliedern dieser Oppositionen sind akustische, optische oder – bei Blindenschrift – taktile Mittel der Kodierung von weit verstandener Semantik. Sie spiegeln die Oppositionen mehr oder minder ikonisch wider, indem ihre Struktur das Wesen der jeweiligen Gegenüberstellung abbildet, z. B. Singular vs. Plural bei Substantiven, Pronomina, Adjektiven bzw. Verben (*Sein_neu_er Roman_erschein_t bald.* vs. *Sein_e neu_en Roman_e erschein_en bald*); Maskulina vs. davon abgeleitete Feminina beim Substantiv (*Esel_vs. Esel_in*); Präsens- bzw. Präteritalformen beim schwachen Verb (*spiel_st* vs. *spiel_te_st*) etc.

In der Theorie der sprachlichen Natürlichkeit (vgl. Mayerthaler 1981, Wurzel 1984; 1992, Dressler et al. 1987) werden diejenigen grammatischen Formen als natürlich behandelt, die minimale Markiertheit aufweisen. So seien, wenn man das Beispiel mit den Numerusmarkern der Substantive fortsetzt, die deutschen Pluralformen mit Suffixen (*Tag_e*) maximal natürlich, während eine Kombination von Suffix und Umlaut (*Schr_ä_nk_e*) wegen doppelter Markierung weniger natürlich sei und andere Muster

als noch weniger natürlich bis unnatürlich behandelt werden. Besonders unnatürlich seien dabei die Formen, welche gegen das Prinzip des ‚konstruktionellen Ikonismus‘ verstößen, etwa die nichtikonischen Bildungen vom Typ *Lehrer*_ oder die kontraikone Bildungsart, bei der die Singularform von der Pluralform abgeleitet ist wie bei *Eltern*_teil. Am natürlichsten seien dabei völlig uniformierte Bildungsmodelle, wie etwa das englische Plural-s der Substantive: *book_s*, *house_s*; aber auch im Englischen gebe es nichtikonische Formen wie *geese*, *mice* oder *children*.

Der theoretische Ansatz der Prototypengrammatik lässt die Sprachformen bezüglich ihres Status anders behandeln. Das Gesamtkonzept geht auf experimentell basierte Untersuchungen der US-amerikanischen Psychologin Eleanor Rosch (1975) zurück, deren Thesen eine weite Verbreitung in der modernen Forschung auf verschiedenen Gebieten, darunter in der Linguistik, gefunden haben. Statt einer taxonomischen Kategorisierung mit hierarchischer Gleichstellung von Ko-Hyponymen eines Hyperonyms (etwa *Obst*: *Apfel*, *Birne*, *Orange* etc.), welche im Wesentlichen bereits von Aristoteles begründet worden war und seither keine essentiellen Revisionen erfahren hat, schlägt Rosch vor, sogenannte Prototypen als primäre kognitive Referenzobjekte anzusetzen. Diese seien nach ihr die typischsten und daher die ‚besten‘ Vertreter einer Klasse von Gegenständen bzw. Begriffen, welche von Gemeinschaft zu Gemeinschaft variieren, aber innerhalb der jeweiligen Gemeinschaft grundsätzlich im Laufe längerer Zeitperioden stabil bleiben, etwa *Apfel* als Prototyp von Obst, *Spatz* als Prototyp für Vogel oder *Hund* als Prototyp von Haustier in vielen europäischen und nordamerikanischen Gemeinschaften. In anderen Gemeinschaften seien es entsprechend andere Prototypen, etwa *Orange* als Obstprototyp in China, *Banane* in afrikanischen Ländern usw. Andere Vertreter der Klasse würden bei Aufstellungen kognitiver Taxonomien sozusagen am Prototyp gemessen. Je stärker ihre Haupteigenschaften mit denen des Prototyps zusammenfallen, umso näher seien sie zum Prototyp. Andere Klassenvertreter seien weniger typisch und wieder andere eher untypisch. Die sprachliche Erfassung dieser begrifflichen Taxonomien erfolgt nun nach demselben Prinzip, was ein besonderes Interesse von Linguisten bedingt. Als anschauliche Beispiele kann man hier solche Wörter wie *Apfelsine* (also eigentlich ‚Apfel [aus] China‘) im Deutschen anführen oder obd. *Erdapfel*, *Kartoffel*, engl. *pineapple*, *Ananas*‘ (eigentlich ‚Kiefernnapf‘) – im letzteren Fall werden zwei heimische Prototypen bemüht, und zwar Apfel als Frucht und Kiefer für Nadelbaum, mit dessen Frucht die Frucht der fremden Palme verglichen wird. Auch in der Grammatik spricht man im Rahmen dieses Ansatzes von Prototypen, welche gerade die ‚besten‘ Vertreter der Kodierungsform für eine Kategorialfunktion darstellen. Die Prototypentheorie wird auch bei der Analyse von Ausdrucksmitteln in Morphologie und Syntax verwendet, u. a. bei Klassifizierung und Statusbestimmung von Genera bzw. Deklinationsklassen des Substantivs (vgl. Köpcke 1982; 1995), Präpositionen, Konjunktionen, Kodierungsformen der Modalität und Diathese etc. (vgl. u. v. a. Mangasser-Wahl 2000, Kleiber 1998, Malloggi 2020, Näf 2021). Die Prototypentheorie ist ausdrücklich als erfahrungsbasiertes Wissen konzi-

piert, da die Prototypen in aller Regel Größen sind, denen wir am häufigsten begegnen. Alle anderen, damit vergleichbaren Größen, mit denen wir in unserem Alltag seltener zu tun haben, werden von uns automatisch gemäß Analogie mit dem Prototyp ausgewertet und in die so aufgebaute Taxonomie eingebettet oder daraus ausgeschlossen und einer anderen Klasse zugewiesen, die ihren eigenen Prototyp hat. Bei peripheren Entitäten entstehen dabei nicht selten Zuordnungsprobleme, wie etwa mit Einordnung von Obst und Gemüse oder mit dem Umgang mit Tatsachen, dass z. B. ein Walfisch kein Fisch, sondern ein Säugetier ist, obwohl er im Wasser lebt und schwimmen kann (vgl. Náf 2021: 118). In der Grammatik handelt es sich vor allem um Häufigkeit des Vorkommens der jeweiligen Sprachform in Texten sowie um ihre als ‚prototypisch‘ empfundenen Grundeigenschaften, die bei jeder einzelnen Kodierungsform separat bestimmt werden. So sind für Plural im Deutschen Pluralsuffixe (*Tisch_e*, *Kind_er*, *Frau_en*) prototypisch. Wiederum ist das Suffix *_e* prototypisch für Pluralbildung der Maskulina, das Suffix *_er* für die Bildung des Plurals der Neutra und das Suffix *(e)n* für die Pluralformen der Feminina. Weniger typisch als Suffixe ist der Wurzelumlaut in den Formen wie *Gärten* oder *Väter*, noch weniger typisch Nichtkennzeichnung des Plurals wie in *Lehrer_* oder *Löffel_* etc. Bildungen wie *Muse_um*: *Muse_en*, *Stadi_on*: *Stadi_en* oder gar *Eltern_teil*: *Eltern_* sind untypisch und bilden den äußersten Rand der Numerusmarker-Peripherie. Trotz theoretischer Suffizienz der Grundannahme der Prototypentheorie wird – mitunter von Forschern, die damit arbeiten, – die begriffliche Unschärfe (*fuzziness*) von Kategorien als ein wesentliches Hindernis bei einer angemessenen Anwendung des Konzepts erwähnt (vgl. Náf 2021: 121). In der Grammatik kann dies zu erheblichen Problemen führen, es sei denn, man versucht mit Hilfe einer Abstufung von Varianten der Realisierungsformen ein funktionstüchtiges Modell zu erstellen (vgl. Lüdeling 2017).

Vergleicht man das Natürlichkeitskonzept mit der Prototypentheorie, fällt eine Diskrepanz auf, welche daraus folgt, dass im ersten Fall eine ihrem Wesen nach teleologische Maßgabe vorherrscht, welche die Natürlichkeit direkt von Ökonomie und angestrebter Wohlgeformtheit ableitet, während im letzteren die real vorhandenen, erfahrungsbasierten Verhältnisse dominieren, die nicht unbedingt mit logisch konstruierten Formen zusammenfallen. Der *beste* Vertreter einer Klasse wird daher grundsätzlich anders definiert: als der häufigste und daher üblichste und nicht als der denkbar beste. Somit muss in unserem Beispiel die Kombination des Pluralsuffixes mit dem Umlaut umlautfähiger Vokale bei Maskulina (*Bälle*, *Schränke*, *Brüche*, *Bäume*) als prototypisch und das Fehlen des Umlauts (*Tags*, *Pfade*, *Stoffe*, *Verluste*) als nicht prototypisch eingestuft werden, was wiederum dem Gebot der denkbar ökonomischen und uniformierten Markierung des Natürlichkeitskonzepts widerspricht.

In dem heutzutage stark favorisierten konstruktionsgrammatischen Ansatz ist das Kriterium der Komplexität relevant, welche in ihrem Wesen der Kompositionalität gewissermaßen kontradiktiorisch ist. Sind komplexe kompositionelle Strukturen grundsätzlich in Elemente zerlegbar, was die Generierung ganzheitlicher Syntagmen aus

„Bausteinen“ bewerkstelligt, so sind die Form-Semantik-Relationen zwischen Konstruktionen nicht oder zumindest nicht völlig voraussagbar (vgl. Goldberg 1995: 4) oder – wenn doch voraussagbar – dann derart häufig vorkommend, dass sie als ganzheitliche, reproduzierte Muster (patterns) konzipiert werden können (vgl. Goldberg 2006: 5). Sieht man von – mittlerweile äußerst minutiösen – Versionen und Erweiterungsversuchen der Kernthese der Konstruktionsgrammatik ab, so kann festgehalten werden, dass es sich vordergründig um Opazität als Gegenthese zur von der generativen Syntax oder Dependenzgrammatik postulierten Transparenz von Sprachstrukturen handelt (vgl. u. a. Fillmore/Kay/O’Konnor 1988, Dahl 2001, Croft 2001, Diewald 2009). Die Ausbildung idiosynkratischer Sprachformen sei demnach die eigentliche und daher stets stabil wirkende Triebkraft der Sprachentwicklung, wodurch sich der konstruktionsgrammatische Ansatz einer besonderen Aufmerksamkeit, ja Vorliebe in der Sprachwandelforschung erfreut – Stichwort Grammatikalisierung als im Grunde genommen zunehmende Opazität von Einheiten des Lexikons und der Syntax (vgl. u. v. a. Lehmann 1985: 303; 2004: 155, Hopper/Traugott 1993: 18, Heine 1993: 70, Watts 2001: 120). Dabei werden z. B. die Verbalperipherasen von einigen Forschenden in derselben Ebene platziert wie die synthetischen (flektierenden) morphologischen Sprachformen (vgl. Booij 2010), d. h., es wird angenommen, dass der höchste Grad an Grammatikalisierung (Opazität) von formal komplexen Strukturen (z. B. finites Auxiliarverb plus infinites Vollverb) die Konstruktion im Ganzen ihrem Status nach als voll synonymisch und funktionsgleich mit einer synthetischen morphologischen Form macht. In diesem Fall müssen die jeweiligen Zellen eines Paradigmas als gleichrangig behandelt werden, unabhängig davon, durch welche Entitäten sie vertreten sind, etwa *spiel_te* neben *ha_t ge_spiel_t*, *wird_ge_spiel_t*, *ist_gespiel_t word_en* etc.

Das Gegenkonzept ist durch Arbeiten vertreten, in denen gerade für Kompositonalität plädiert wird, welche selbst bei scheinbar opaken Konstruktionen vorhanden sei (vgl. u. a. Fabricius-Hansen 1991, Thieroff 1992, Schmitt 1999, Musan 1999, Marillier 1998, Maienborn 2003). Wie stark nun z. B. die sogenannten analytischen Formen (Perfekt, Futur, Passiv usw.) tatsächlich idiomatisiert sind und unzerlegbare Konstruktionen darstellen oder umgekehrt sich problemlos zerlegen lassen, bleibt offen. Vergleicht man hier zwei offenkundig radikale Positionen (Marillier 1998 vs. Croft 2001), wird klar, dass das Problem der Ikonizität/Transparenz gegen Idiomatisität/Opazität je nach Standpunkt der Forscherin/des Forschers diametral gelöst werden kann. Auch eine Kompromisslösung ist allerdings durchaus möglich, indem zwischen Konstruktionen höherer und tieferer Abstraktionsebenen unterschieden wird, wobei gerade analytische Formen zu den letzteren gehören und eine prinzipiell andere Stellung im Paradigma einnehmen, und zwar gerade dank ihrer inhärenten Kompositionalität bzw. potentiellen Zerlegbarkeit in relativ autonome syntaktische Elemente (vgl. u. a. Lasch 2023: 231–237). Dies betrifft übrigens nicht nur formal (syntaktisch) mehrgliedrige Konstruktionen, sondern auch synthetische grammatische Formen mit grammatischen Affixen oder Endungen, da letztere ebenfalls nicht homogen und voraussagbar

sind, wodurch man sie bei Bedarf ebenfalls zu Konstruktionen im Sinne der Konstruktionsgrammatik zählen könnte. Eine gewisse Synthese von Konstruktionsidee und Kompositionaltätsthese wird in der jüngsten Forschung mit konstruktionsbasiertem Ansatz angestrebt – Stichwort „Regelbasierte Konstruktionsgrammatik“ (vgl. u. a. Felke/Höllein/Welke 2024). Noch weiter gehen Linguisten, die „auch syntaktische Konstruktionen größerer Umfangs, z. B. Satzformen oder Äußerungstypen, als Realisierungsformate paradigmatischer Zellen“ (Diewald 2023: 47) behandeln (vgl. Haspelmath 2000: 663; Leiss 2000a: 5–6, Bisang 2014: 129, Diewald 2023: 47–48).

In jedem Fall steht aber fest, dass kategoriale Oppositionen irgendwie – dabei stets durch ein beschränktes Inventar von Mitteln – formal kodiert werden (müssen), um als Elemente von Paradigmen zu gelten. In diesem Sinn ist Diewald uneingeschränkt Recht zu geben, dass Paradigmatisierung ein essentielles Kriterium von Konstruktionen sei (vgl. Diewald 2009: 446–448; 462–465; 2023: 38–45, vgl. auch Lehmann 2002: 110). Ob nun die Paradigmen selbst Konstruktionen bzw. Hyperkonstruktionen darstellen, da sie, wie Diewald (2009: 464–465; 2023: 42–43) argumentiert, auf makrostruktureller Ebene restringierte Füllungsmöglichkeiten einzelner Fächer des Gesamtparadigmas bieten und sich dadurch von ‚offenen‘ Mustern der Nicht-Konstruktionen abheben, muss vorerst offen bleiben. Dieses Problem ist nämlich ggf. mit der Notwendigkeit verbunden, den Grundbegriff der Konstruktion, wie sie in der Konstruktionsgrammatik verstanden wird, zu revidieren. Für unsere Fragestellung ist dies jedoch sekundär, da hier nicht konstruktionsgrammatisch vorgegangen wird, auch wenn Opazität komplexer Sprachformen neben ihrer Transparenz ein unveräußerliches Merkmal von Sprachformen ist. In der vorliegenden Studie wird nämlich davon ausgegangen, dass die Kodierung von Kategorialfunktionen (wie übrigens auch von Bedeutungen komplexer Lexeme) zwei Prozessen unterliegt, die zueinander in Antinomie stehen, nämlich (i) Transparenz und (ii) Opazität, wobei Transparenz ontologisch und genealogisch primär und Opazität sekundär ist (vgl. Kotin 2023a: 18–19). Die Entwicklung verläuft dabei generell von Transparenz zur Opazität, aber auch in die Gegenrichtung, wodurch Motiviertheit verblasst und verschwindet, aber auch verblasste Muster wieder belebt (remotiviert) werden können (vgl. Harnisch/Krieger 2017).

Unabhängig davon, ob nun die Glieder kategorialer Oppositionen formal indiziert sind oder ob ihre Indikatoren stark oder schwach, voll- oder teilmotiviert, transparent oder opak sind, als Konstruktionen oder als Kompositionen eingestuft werden, gilt die Faustregel, dass die grammatische Bedeutung „in geschlossenen Paradigmen organisiert“ ist, „die obligatorisch zu realisieren sind“ (Diewald 2009: 446).¹¹ Offen bleibt

¹¹ Die Obligatorik von Gliedern grammatischer Paradigmen wird allerdings von einigen Forschenden in Frage gestellt, da sie nicht für alle Sprachtypen in gleichem Maß gelte (vgl. Wiemer/Bisang 2004: 9). Eine Lösung des Problems schlägt Gabriele Diewald vor, indem sie zwischen sprachinterner und kommunikativer Obligatorik unterscheidet. Werde die erstere durch sprachinterne Regeln innerhalb geschlossener Para-

dabei allerdings die Frage, was als *geschlossen* gilt, d. h., wie geschlossen derartige prototypische Paradigmen sind und ob sie keine notwendigen Verlinkungen syntagmatischer Natur zu Nachbarparadigmen aufweisen, welche das Konzept der „Geschlossenheit“ zumindest modifizieren, wenn nicht gar revidieren lassen. Eine weitere, vielleicht noch essentiellere Frage ist das Problem der Kriterien für die Aufstellung kategorialer Oppositionen und ihrer Organisation als Glieder von Oppositionspaaren.

Eine mustergültige Lösung wurde hier von den Linguisten der Prager Schule vorgeschlagen, und zwar zunächst im Bereich der binären privativen Oppositionen bei Phonemen, welche auf minimalen Distinktionen beruhen und dabei für Bedeutungsdifferenzen zuständig sind, etwa *bekehren* vs. *begehren* (vgl. Trubekoy 1989). Die Stimmlosigkeit von [k] lässt diesen Konsonanten als merkmallos einordnen, während die Stimmhaftigkeit des [g] das denkbar minimale Merkmal ist, welches diesen Laut von [k] unterscheidet, sind ja alle sonstigen Merkmale beider Konsonantenphoneme gleich: Es handelt sich um velare (gleiche Artikulationsstelle), explosive (gleiche Artikulationsart) Laute. Daher lässt sich das merkmalhafte [g] als [k + Stimme] beschreiben. Die Opposition ist asymmetrisch und kann somit nicht umgekehrt werden. Die Merkmallosigkeit sorgt u. a. dafür, dass in einer Neutralisierungsposition stets das merkmallose und nie das merkmalhafte Glied erscheint. Im konkreten Fall ist die Neutralisierungsposition der Wortauslaut, wo die stimmhaften Konsonanten durch Auslauterhärtung stummlos werden, vgl. *Tag* [ta:k] vs. *Tage* [‘ta:gə]. Dagegen können stimmlose Konsonanten nie stimmhaft werden. Das markierende Element (in diesem Fall die ‚Stimme‘) wird nämlich in der Neutralisierungsposition zurückgenommen. Dieses Prinzip wurde später von Roman Jakobson mutatis mutandis auf lexikalische und grammatische Oppositionen übertragen (vgl. Jakobson 1979). Als Beispiel wird von ihm das Oppositionspaar *Esel* vs. *Eselin* behandelt (vgl. Jakobson 1979: 220–222).¹² Das merkmallose Glied der Opposition ist das Maskulinum *Esel*. Es bezeichnet das männliche Tier und ist grammatisch-morphologisch unmarkiert: Der Wortstamm tritt mit Nullexponenten auf. Dagegen ist das weibliche Esel-Tier durch das movierende Suffix *_in* explizit gekennzeichnet. Eine *Eselin* ist somit durch die Formel [*Esel* + *_in*[weiblich]] beschreibbar. Die Neutralisierungsposition ist die – grammatisch maskuline – Bezeichnung der Tierart *Esel*, zu der sowohl männliche als auch weibliche Tiere gehören, also die generische Semantik. Die Opposition ist – genau wie die Opposition der Phoneme [k] : [g] – irreversibel, d. h., die Gegenüberstellung *Eselin* : *Esel* ergibt aus funktionalgrammatischer Sicht keinen Sinn, vgl.: *Alle Eselinnen sind Esel*. vs. **Alle Esel sind Eselinnen*. Die binären privativen Oppositionen dieser Art entsprechen

digmen gesteuert (wie z. B. Kasusselektion bei Kongruenz von Adjektiv und Substantiv im Deutschen), so sei die letztere ein Phänomen von Sprecherintentionen (wie etwa bei der Wahl von Formen der Diathese, welche ebenfalls Paradigmenglieder seien) (vgl. Diewald 2023: 44, vgl. auch: Diewald/Smirnova 2010).

¹² Im Originaltext der Arbeit wird das entsprechende Oppositionspaar des Russischen (*osjol* vs. *oslica*) angeführt, was keinen Unterschied macht.

dem Grundsatz der Mengenlehre, und zwar der Unterscheidung zwischen Menge und Teilmengen, sowie dem Grundsatz der Inklusion (Zugehörigkeit), worauf Thomas Fritz (2000: 74–86) ausführlich eingeht. Er benutzt ferner den Grundsatz der Jakobson'schen Oppositionen als Beschreibungsmodell der Modalverbpaare *müssen : sollen* sowie *können¹³ : dürfen*. Das jeweils erste Glied sei dabei merkmallos und drücke respektive Notwendigkeit und Möglichkeit im allgemeinen Sinn aus, während das jeweils zweite zusätzlich eine fremde, sanktionierende Instanz inhäriere (vgl. Fritz 2000: 122–127), vgl.: *Peter muss/soll nach Berlin fahren. Peter kann/darf nach Berlin fahren.* Die sanktionierte Notwendigkeit (Befehl, Anordnung) oder Möglichkeit (Erlaubnis), die normalerweise durch merkmalhafte Modalverben kodiert werden, können auch bei den merkmallosen Modalverben kontextbedingt erscheinen: *Peter ist krank und muss/soll im Bett liegen. Die Vorlesung ist zu Ende, und die Studenten können/dürfen nach Hause gehen.* Eine Umkehrung, bei der die sanktionierende Instanz bei merkmalhaften *sollen* und *dürfen* fehlen würde, ist dagegen nicht möglich: *Peter ist schwer krank, kann nicht aufstehen und muss/*soll im Bett liegen.*

Auch im Bereich der epistemischen Lesarten derselben Modalverben, die nicht subjekt-, sondern sprecherbezogen sind und Überzeugungen (*müssen, sollen*) bzw. Vermutungen (*können, durfte*) ausdrücken, werde die zusätzliche Instanz – in diesem Fall als Quelle der Vermutung/Überzeugung der Sprecherperson – bei markierten Gliedern hinzugefügt (vgl. Fritz 2000: 127–134): *Peter muss vs. soll/kann vs. durfte zu Hause sein.* Im jeweils ersten Fall handelt es sich um Überzeugung oder Vermutung der Sprecherperson, während im jeweils zweiten die Sprecherperson fremde Behauptungen ihrer eigenen Überzeugung, Vermutung oder ggf. ihrem Zweifel zu Grunde legt. Derartige Modalität heißt in der Literatur evidentiell. Die kontextbedingte Rücknahme der fremden Instanz (Quelle) ist z. B. bei *sollen* ausgeschlossen, wohingegen sie bei *müssen* problemlos mitgedacht werden kann: *Peter muss zu Hause sein* [ich nehme es an / jemand hat es mir gesagt] vs. *Peter soll zu Hause sein* [*ich nehme es an / jemand hat es mir gesagt].

Die Faustregeln, nach denen binäre privative Oppositionen mit minimalen distinktiven Merkmalen des jeweils merkmalhaften Gliedes aufgestellt werden, sind universell und lassen sich nach der Auffassung vieler Sprachforschender in jedem Paradigma durch entsprechende Prozeduren selbst dort ableiten, wo an der Oberfläche mehrgliedrige Oppositionen vorliegen, welche auf den ersten Blick ‚gleichberechtigt‘ sind. So können dreigliedrige Oppositionen von männlichem, neutralem und weiblichem Genus in der Germania relativ problemlos in m, n (merkmallos) versus f (merkmalhaft) eingeteilt werden; die Kasussysteme lassen sich ebenfalls auf binäre Oppositionen reduzieren etc. (vgl. Zadorožnyj 1987). Die Zurückführung mehrgliedriger kategorialer Oppositionen auf einen gemeinsamen Nenner, der die Form einer privativen

¹³ In der Bedeutung der Möglichkeit, nicht jedoch der Fähigkeit.

Opposition annimmt, war eine der zentralen Prozeduren bei der Zuordnung sprachlicher Kategorien in synchronem Quer- und diachronem Längsschnitt durch die Vertreter des Prager Zirkels, u. a. Nikolaus Trubetzkoy (1989), Roman Jakobson (1979), Jerzy Kuryłowicz (1964), Bogdan M. Zadorynyj (1987). In der Diachronie wurde dabei das Problem der Polarisierung binärer Oppositionen favorisiert, in deren Folge ihre einstig neutralen Glieder Merkmale bekommen und merkmalhafte Glieder das jeweilige Merkmal verlieren können (vgl. Kuryłowicz 1964, Zadorynyj 1987).

Es gibt gewisse formale Korrelationen von merkmallosen und merkmalhaften Gliedern binärer privativer Oppositionen, die gemeinhin als prototypisch oder ‚natürlich‘ gelten, obgleich sie – wie aus dem Folgenden ersichtlich wird – keinesfalls homogen sind und aus mehreren Gründen nicht als sicher gelten können. Als erster Orientierungspunkt sind sie jedoch durchaus akzeptabel. Es kann z. B. angenommen werden, dass ein minimales Paar im Rahmen einer denkbar einfachsten Kategorisierung aus einem morphologisch unmarkierten und einem morphologisch markierten Glied besteht, wie etwa feminisierte Glieder belebter maskuliner Substantive: *Esel – Eselin*, *Löwe – Löwin*, *Hund – Hündin*, *Arzt – Ärztin* usw. oder vom Singular gebildete Pluralformen der Substantive wie *Tag – Tage*, *Kind – Kinder*, *Tafel – Tafeln*, *Kino – Kinos* usw. Die jeweiligen Exponenten sind formale Marker von merkmalhaften Gliedern, während die merkmallosen Glieder Nullexponenten aufweisen. Dies ist ein Beispiel für eine übliche Ikonizität, bei der die Transparenz der entsprechenden Korrelation außer Zweifel steht. Gleichzeitig gibt es diverse Abweichungen von diesem Markierungsusus, vgl. *Hengst – Stute*, *Eber – Sau*, *Hahn – Henne*, *Mann – Frau* etc. oder die morphologisch unmarkierten Pluralbildung bei den Substantiven wie *Fahrer*, *Messer*, *Löffel*, *Gemälde* etc. Eine angemessene Einordnung der entsprechenden Paare ist nicht selten recht problematisch. Das Paar *Hengst – Stute* ist offenkundig keine binäre privative Opposition im herkömmlichen Sinn, obwohl sie sich semantisch gesehen auf den ersten Blick vom Paar *Esel – Eselin* nicht unterscheidet. Nichtsdestotrotz ist der Unterschied immens, und zwar nicht nur auf Form-, sondern auf Bedeutungsseite. Die Bezeichnungen für das männliche und das weibliche Pferd sind nämlich symmetrisch und daher problemlos austauschbar bezüglich ihrer Stellung in der Opposition: *Stute – Hengst*. Die Menge der Hengste involviert nicht die Menge der Stuten; die Summe beider Mengen ergibt die Menge der Pferde, und das Substantiv *Pferd* bezeichnet den Oberbegriff (ist das Hyperonym) in der Taxonomie mit einer vertikal organisierten Hierarchie. Die Substantive *Hengst* und *Stute* sind Hyponyme (Unterbegriffe) in Bezug auf das Substantiv *Pferd* und Ko-Hyponyme in Bezug aufeinander. Sie sind gleichrangig polarisiert und bilden die Opposition, die – im Gegensatz zur privativen Opposition von *Esel* und *Eselin* – als äquipollent bezeichnet wird. Auch im Bereich der Phoneme sind äquipollente Oppositionen vorhanden, vgl. die Opposition von explosivem velarem [g] und explosivem bilabialem [b]. Äquipollente Oppositionen sind im Vergleich zu den privativen nur scheinbar minimal und bilden die Grundlage für merologisch konzipierte Taxonomien mit Ober- und Unterbegriffen.